

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 125.

Donnerstag, den 28. Mai 1905.

20. Jahrgang.

Ebbes von unferm Stammtisch.



Virreche. Schorsch. Hannphilipp.

Virreche: Sag emol Schorsch warum is denn unser Kumbär Hannphilipp noch nit do? Ich hab den seit paar Tag nit mehr geseh, der scheint sich nor noch in bessere Kreise zu beweje.

Schorsch: Ich glaube, der is bei Owend e-bisse später kummt, er werd erich emol gude wolle, wie de Kaiser, an die Bahn fährt, er hot mer dorch sei Dienstmädche sage losse, mir solle uns nit for en ängstige, awer er kum bestimmt.

Virreche: Wie is der dann neulich der Bierowend im Gambrinus bekumme? Ich hawe mich iwer de Baron so recht amittirt, der war do so recht in sein Jahrwasser, mer soll's nit for möglich halbe, wann mer ersat e paar Tag verheirath is, der mer mit de Kellnerinne so püffert laun. Es hot mich nor gewunnert, der em die schwarz nit kum gelangt hot, wie er se in de Arm gedreht hat.

Schorsch: Viel hett nit geseht!

Hannphilipp: Gure besamme, ihr mist mich entschuldige, awer ich war doch emol gude, wie unser Kaiser abgefahrt is, und do war jo e Menschenmass besamme, schlimmer wie uff em Andrejasmast. Ich hawen gut gesehn un wie mer's schien, hot er mir besonnens freindlich zugewandt, der mich die Verwandtschaft mit dem Baron mache. Wie ich awer aus dem Menschenmass herauswollt, do ging der nit so glatt. Paarmol hawe ich Nippstest griescht, die warn nit von Dappbedel, dann het mich noch noch beinah so en Schugmann uffgeschrimme, weil ich uff die anner Seit wollt; es war jo kum hiesiger sonnern von dene boargeloffene Kanner, die hiesige kenne mich, vor dene kum ich laan Engst.

Virreche: Ich hett gelaht wann se Dich emol uff em Michaelsberg iwer Nacht behalte hette, do war sie doch noch nit; neigierig mer ich aach gewese, was der Diewert un erst der Schwiigerjohn geseht hette; eigentlich kunnste du von Gild sage, der is so glatt gange is.

Sant emol, soll dann der alt Kriminal ewig steh bleibe? Ich bin die Tag de Michaelsberg emuff un do hawe Sandhaanbaager die Vorhau, die iwerigens gleimlich glatt warn, wiewer e-bisse rauch gemacht, der mer nit so leicht ausstrichet. Wann doch der alt Kasse bald abgerisse werd, do mer der doch nit mehr netzig gewese, wenigstens doher un vor dem alte Händle, wo de Wittich wohnt. Iwerigens kenne ich aach nit schade, wann der Kriminal es-bisse auswendig gemacht wern deht; wann der Haus eme Privatmann war, heit er schon längst e Polizeifang oder en krasse Straffstetzel.

Hannphilipp: Die kenne sich doch nit selbst en Strooffstetzel schide, der gibts jo gar nit, un was der mit dene Vorhau anbelangt, so sinn die nit nor rauch gemacht wern, na sogar e ganz Portion wern herausgerisse, freich vergemert un wider an ihren Plaz. Jedenfalls solle se, wann der Gild am Gemeindegeldsche abgeleht werd, en massive Innergrund vor de Hausgum gene, so is es nun nit annerst.

Virreche: Ich bin der Meinung, der in unserm Stadtfeld infolge de Konsumsteuer un der erichte Umgehlicher en momentane Überflut an Geld is un der muss doch unnergehalt wern. Es is sogar schon gemunkelt wern, die Stadt wolle die Einkommenssteuer un sinfingzwanzig Prozent ermehige, dann so en Überschuß hett mer von de neue Steuern nit erwart.

Schorsch: Jetzt der mer awer uff, der glaubt laan Duiwacher, ich joan der bloß, es vergehn laan fünf Johr, do kummt als wider e nei Steiervorlag, derich doch emol was nit Alles gemacht wern soll! De neue Reichhof iwer e Million nor for Scholle, der nei Schießhallenreparaturgebäude kummt vielleicht aach an e halb Million, billiger durn mer's nit. Dann hawe ich geseht, derich die Wän for der Derrische Terrain 22 Stüd hoch eingange sinn un was der Späße kost, wann zur Ausführung kummt! Ich hawe vorleisch laan Ahnung! Dann die elektrisch Bahn nach Dohheim in eigener Regie, soll mich wunnern, ob die Stadt so billig hawe kann wie die sabbelsche Aktionäre! Ich mercht mich dahin als Owerkontroller allemal schon melde.

Hannphilipp: Do wer's schon verschiedene nei Pefter gewese. Ich verheirath nor amol nit, derich die Bierstadter nit endlich emol e Wänsche griesche, dene gebert se doch viel eher wie de Doyemer; was hawe die mit schon lametirt un gebettelt, wo doch so viele Gründe vorleiche, die die Sach befürworte, Wirtshum, Kappelschneider, Kappelschneider, große Handlās mit Butter, billige Wohnunger usw.

Virreche: Mir erlewe derich doch nit mehr un ich for mein Dahl schmeize aach laan Wort mehr driner. Wann ich emol emaus will, span ich mei Kalesche oan un brauch laan Bahn, Awer was halt ihr dann von dem Schneidertreil? Die arme Deiwel dahn doch nit aus Muthwille freile.

Schorsch: Was kann mer do laan! Dert mer die Wäster, ho hawe die recht, hert mer die Schneider, hawe die recht, ich mercht doch de Peftere eher Recht gewese, dann die Bezahlung soll doch allemal gar zu knapp gewese sei, ich kum jo noch laan Schneider an Pefterstich leibe sehn, awer ich glaube, es sinn genug debet, dene geht's derich ganze Johr nit viel besser wie dem Hangerfister Sagen, nor mit dem Innerstich, der der Sacco der Hangerer bezocht griescht, die Schneider awer nit.

Hannphilipp: Werd ihr aach in de Walhalla wie er ausgemauert is wern? Ihr het en sehn solle, wie der gleich wider futtern konnt, es hot am ornlich Vergnüge gemacht, im Dierige hot mer dem nit viel angesehn.

Virreche: Wie hawe sich dann die Kaiserdag gefalle? So lang war de Kaiser awer noch nit amol hier, es hot mer lad gedhan wie ich gehert hunn, derich die Kaiserin gefalle is, awer es is noch gut abgange. Ich bin jo aach noch en gute Kassauer, awer for unser Kaiserpaar gehn ich dorch e Feier, un dann hot er doch aach gezeigt, derich er e edel Herz hot, wie er den arme Krippl ins Schloß bestell hot, derich werd em hoch angerechent.

Schorsch: Ja derich mer losse, mer kum un en nit besser winsche, ich mercht awer doch de Vorschlag mache, hamsugehn, vunn dene velle Festlichkeit in de letzte Dag is mer ganz außer der Reich. Noch hot unser Stammtisch schon schepf gegudt, derich mer nit immer so püfflich bei en kumme wie früher; de Kellner hot mer's geseht.

Hannphilipp: Mer wolle doch in Zukunft bisse öfters zusammen kumme, dann mercht er aach wider e anner Gesicht. Christian hol Dei Bage un Gure besamme.

Aus aller Welt.

Die Lieblingssofe der Großherzogin. Vor einigen Tagen ging ein Inserat aus einer Weimarer Zeitung durch die Presse, in dem „einige schöne Toiletten von der hochseligen Frau Großherzogin“ zum Verkauf angeboten wurden. Die jetzt aus Weimar geschriebenen wird, hat die Anzeige eine schnelle Erledigung, allerdings nicht im Sinne der Auftraggeberin, gefunden. Die seitens des Hofes angestellten Nachforschungen ergaben, daß eine ehemalige Kammersofe der verstorbenen Fürstin die Urheberin war. Die Sofe hat sofort ihre Wohnung im Schloß räumen und verlassen müssen; auch sollen noch weitere Schritte gegen sie unternommen werden. Sie war die Lieblingssofe der Großherzogin. Da sie der verstorbenen Fürstin in ihrer äußeren Erscheinung sehr ähnlich war, soll sie einen großen Theil der Garderobe erhalten haben. Gelegentlich des Zusammenströmens vieler Menschen von auswärts bei der Schillerfeier glaubte die Sofe, ihr „Geschäft“ machen zu können. Die Folgen ihrer Handlungsweise sind für sie unso empfindlicher, als ihr für die Zukunft außer Wohnung im Schloß Pensionsbezug in Aussicht gestellt war. Beides hat sie natürlich verworfen. Der Werth der ihr zugefallenen Garderobe soll 15.000 M. betragen.

Barry 2, der berühmte Hund vom Hospiz des St. Bernhard, ist bei der Erfüllung seiner Pflicht durch einen Unglücksfall ums Leben gekommen. Als am Ende der vorigen Woche drei Reisende den St. Bernhard von der italienischen Seite her besuchten, verloren sie den Weg. Sie wären wahrscheinlich verunglückt, wenn sie nicht von Barry aufgefunden und auf den rechten Weg geleitet worden wären. Als die Reisenden nur noch 200 Schritt vom Hospiz entfernt waren, glitt ihr treuer Führer plötzlich aus und stürzte in einen 30 Meter tiefen Felskluft, der von einer dünnen Schneeschicht bedeckt war. Durch Aufschlagen des Kopfes auf den Felsen wurde der sofortige Tod Barrys herbeigeführt. Barry 2, der nicht weniger als 34 Menschen des Lebens gerettet hat, war ein würdiger Nachfolger seines denselben Namen tragenden Ahnherrn. Einmal brachte Barry ein Kind, welches er mit dem Maul an den Kleidern gefaßt hatte, ins Hospiz. Von einigen Mönchen begleitet, begab er sich wieder zurück und führte seine Begleiter zu den in größter Gefahr schwebenden Eltern des Kindes, die ebenfalls gerettet wurden. Barry wurde dabei zweimal von Lawinen weggerissen, aber in beiden Fällen kam er ohne Verletzung davon. Der Körper Barrys wird ausgepöpst werden und neben jenem von Barry 1. im Museum von Bern seinen Platz finden.

Eine Ehebruchstragödie aus dem Leben, wie sie die Phantasie der feinsten Dramatiker kaum zu erkennen vermag, hat sich an dem sonst so friedlich Paris durchziehenden Kanal Saint-Martin abgespielt. Der Führer des Lustschiffes Marie-Louise, Marius Poriot, sah ruhig auf dem Verdeck seines voranfertigen Fahrzeuges und rauchte nach dem Abendessen gemächlich seine Pfeife. Seine Frau war kurz vorher weggegangen unter dem Vorwande, einige Einkäufe in dem Viertel zu besorgen. Plötzlich hörte der Schiffer einen durchdringenden Schrei und gleich darauf ein Geräusch, als ob zwei Körper ins Wasser fielen. Er zog sofort seinen Rod und die Pfeife aus, eilte zu dem Orte, wo der Unfall sich ereignet hatte, und sah einen Mann und ein Weib mit den Händen ringen und dem Versinken nahe. Poriot, ein sehr gewandter Schwimmer rettete zuerst den Mann und dann die Frau. Erst als er sie auf's Trockene gebracht hatte, sah er ihnen ins Gesicht und erkannte in der Frau seine eigene und in dem Manne einen seiner ehemaligen Schwestern, den er hinausgeworfen hatte, weil er seiner Frau Sicheberrklärungen gemacht hatte. Die beiden Schwelgen gestanden dem vor Wuth bebenden Retter, sie hätten sich am Kanal ein Stellbischen gegeben, und seien Arm in Arm dahin gegangen, als Frau Poriot ausglitt und in den Kanal fiel, wobei sie ihren Liebhaber mit sich schleppte. Poriot hörte der Schiffer diese Auseinandersetzungen an und rief dann: „Ich habe Euch das Leben gerettet, wie es meine Pflicht war. Jetzt habe ich das Recht, mich zu rächen.“ Mit diesen Worten stieß er seiner Frau einen Dolch in die Brust. Sie wurde schwer verletzt ins Spital gebracht, der Mörder aber vorläufig auf freiem Fuß belassen.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Wänsche und Brettl, die bekannte 14tägig erscheinende Schrift mit feuilletonistischem Inhalt aus dem Reiche des Theaters, des Varietés und Cabarets, ist in erfreulicher Fortentwicklung begriffen. Das einzelne Exemplar der auch mit guten Illustrationen ausgestatteten Schrift kostet 20 A. Interessenten weisen wir auf diese im 8. Jahrgang stehende Zeitschrift hin. Aufschreibhaber machen wir auf die Nummer mit Notendruck aufmerksam (Verlag „Wänsche und Brettl“, Berlin W. 35.).

„Alles neu macht der Mai“, jubelt der Kinderchor, aber die sorgende Mama kann sich eines Stützlers nicht erwehren. Höschen und Röschchen, die für den April gut genug waren, läßt die Maitenform in anderem, aber nicht besserem Lichte erscheinen. Feingeldmännchen gibt es nicht mehr, und die Kunde von dem Lande, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen, verschweigt ganz und gar, womit die Mädchen sich so schön machen. Da erscheint als Retter in der Noth „Dies Blatt gehört der Hausfrau!“ (Verlag von Friedrich Schirmer in Berlin SW. 13), dessen erste Nummer am Mode für Erwachsene, Kinder- u.

derode und Wäsche eine überaus reiche Auswahl enthält. Wir sehen da leichte Sommerkleider, praktische Schul- und Hauskleider, Strahlenanzüge usw., die zum Nacharbeiten geradezu reizen. Der Schnittmusterbogen, der dem Hefte beiliegt, bringt eine ganze Reihe von Schnitten, nach denen die sparame Hausfrau die Sachen selbst zuschneiden und nähen kann. Will sie die Arbeit noch bequemer haben, so läßt sie sich aus dem Schnittmuster-Atelier des genannten Verlages für einen geringen Betrag die gebrauchsfertigen Schnitte kommen, die zu allen abgebildeten Kinderkleidern für jedes beliebige Alter, zu allen Damenkleidern nach jedem angegebenen Maß geliefert werden. Der literarische Theil des alten beliebten Heftes erweist sich stets besonderer Pflege in Bezug auf Reichhaltigkeit wie Gediegenheit des Gebotenen nach der praktischen und unterhaltenden Seite. Neben belehrenden Artikeln aus den Gebieten „Erziehung und Unterricht“, „Gesundheits- und Körperpflege“, „Haus- und Zimmergarten“, „Frauenleben und Frauenarbeit“, „Wohnung und Haushalt“, „Für die Küche“, finden sich Romane, von denen der eine „Wege und Ziele“ von Wigan Hedmann jedes Frauenemuth festeln muß. Romellen und Erzählungen, sorgfältig illustrierte Aufsätze und hübsche Gedichte, künstlerisch vollendete Wiedergaben von Gemälden und Skulpturen, kurz jedes Hefte ist trotz seines billigen Preises von 15 A. ein wahres Schatzkästlein der Hausfrau. Verlangt jede Leserin, die „Dies Blatt gehört der Hausfrau!“ neuerdings nicht kennt, eine Probennummer, die der Verlag in Berlin SW. 13 kostenlos ansendet.

Georg Herwegh, dem im Oktober v. J. zu Pieshal in der Schweiz ein ehernes Denkmal gesetzt wurde, hat mit der seiden in Max Hesses Volksbücherei erschienenen Neu-Ausgabe seiner weltberühmten „Gedichte eines Lebendigen“, die seinerzeit in kaum zwei Jahren sechs Auflagen erlebten, nun auch ein literarisches Denkmal erhalten. Der Preis des, wie alle Erscheinungen der Hesseschen Volksbücherei, mit großer und klarer Schrift gedruckten, hübsch ausgestatteten Bandes (brochirt 60 A., gebunden 1 A.), muß geradezu erstaunlich billig genannt werden; wir können seine Anschaffung nur bestens empfehlen.

Gesundheitliches.

— Dinausgeholfen. Die kleine Eise: „Rathie, wie wird denn Sauce geschrieben?“ Achin (nach längerem Überlegen): „Jo, Kind, weilt Du, das kommt ganz darauf an. Zwiebelauce wird mit Z geschrieben, wenn's aber Meerrettichauce ist, wird's mit R geschrieben. Aber mit Moggis Würze schmecken beide am besten.“

— Ein Haubermittel für die junge Hausfrau, das ihr die ungewohnte Sorge, um die Bereitung des Mittagmahles ganz wesentlich vermindert, ist Liebig's Fleisch-Extrakt. Eine verwalte Suppe, eine saure Sauce, ein jedes Ragout vermögen nur allzuleicht Wolken am Horizont des ehelichen Glückes aufsteigen zu lassen. Da wirkt das „echte Liebig's“ Wunder, das ist eine Erleichterung, die man in der Küche aller gestitteten Völker nummehr schon seit Jahrzehnten gemacht hat und die sich als werthvolle Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. Liebig's Fleisch-Extrakt ist außerordentlich ausgiebig und deshalb ist es auch richtig angewandt, im Verhältnis sicherlich das billigste, weit preiswerther als anscheinend etwas wohlfeilere Nachahmungen.

— Worin besteht der Werth des verbeßerten „Siebers Keffelthee“? Es ist eine bekannte Thatsache, daß der menschliche Körper Nahrungstoffe bedarf, die eine bestimmte und ausreichende Menge von Mineralbestandtheilen enthalten, welche zur Bildung des Blutes und zum Aufbau des Knochengewebes sehr nothwendig sind. Werden dem Blute diese Stoffe aus der alltäglichen Nahrung nicht in genügender Menge zugeführt, so treten Krankheitserscheinungen auf: Schwäche des Nerven- und Muskelsystems, Magen-Blasen- Nierenleiden, Verdauungsstörungen, Schlaflosigkeit, Blutarmuth usw. Es ist nun wissenschaftlich nachgewiesen worden, daß die dem menschlichen Körper so unentbehrlichen Mineralstoffe in dem nach einem besonderen Röstverfahren hergestellten „Siebers Keffelthee“ in hohem Maße enthalten sind. Der regelmäßige Genuß von „Siebers Keffelthee“ bewirkt auf die Nerven einen belebenden Einfluß und ist vor allem in den Fällen ganz besonders zu empfehlen, wo man chinesischen Thee, Kaffee, alkoholische Getränke meiden muß. Seines angenehmen Geschmacks und seiner vorzüglichen anregenden Eigenschaften wegen, erfreut sich „Siebers Keffelthee“ in sehr vielen Familien einer großen Beliebtheit. Von den meisten Naturheilkundlichen und Aerzten wird er warm empfohlen, da er ein idealer Trank für Gesunde, Kranke und Konvalascenten ist. Der Gehalt an Nährstoffen, wie nerven- aufbauende Phosphorsäure, Eisen, Keffelsäure, Blut- und herz- stärkendes Kali, die seine Wirkung so günstig unterstützen, haben ihn überall als ein erstklassiges Nahrungs- und Genussmittel gut eingeführt. Die Firma ist verknüpft mit nur höchsten Auszeichnungen und zwar 2 Grand Prix und 16 großen goldenen Medaillen, Ehren- und Verdienstkreuz und Ehrenblumen. Siebers Keffelthee ist erhältlich in Paleten zu 50 A. und 1 A. in fast allen Apotheken und Drogerien. Alleinige Fabrikanten: Fabrikchem-pharm. Spezialitäten, G. m. b. H., Dresden-A 18, Elisenstraße 72.



Socken

mit verstärkten Sohlen, Fersen und Spitzen in
maße von 45 Pf., schwarz von 50 Pf. an,
nahtlos von 30 Pf. an,
bunte Socken von 40 Pf. an.

Schweiss-Socken

von 30 Pf. an,
leichte Sommersocken 15 u. 20 Pf.
das Paar.

L. Schwenck, Mühlgasse 13.
Strumpfwaren- und Trikotagenhaus. 1455

Marburg's Schwedenkönig, bester Magenlikör.

Friedrich Marburg, Wiesbaden, Neugasse.



Nr. 125.

Sonntag, den 28. Mai 1905.

20. Jahrgang

Unter fremden Leuten.

Roman in Briefen von M. Flachs.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Sie wurde leichenblau und sagte dann:
„Nein, Du darfst nicht fort, Eduard, es ist schlimm genug, daß Du so viel verloren hast, und mir wird es schwer werden, mich so einschränken zu müssen, aber — das läßt sich nun nicht ändern, — wir müssen es zusammen tragen.“

„Du bist edelmützig, Amelie, doch kann ich Dein Opfer nicht annehmen, nur wenn Mann und Frau sich lieben, müssen sie auch die bösen Tage zusammen tragen, Du aber liebst mich nicht und hast mir nie ein Hehl daraus gemacht.“

„Es ist nicht wahr, Eduard, weiß Du es denn nicht, daß ich Dich liebe, Dich schon lange geliebt habe!“

Ein Schrei des Glückes von Eduards Lippen und die beiden Glücklichen lagen sich in den Armen, während ich den kleinen Edwin ans Fenster zog, ihm die Blumen zeigte und in meinem Herzen Gott dankte, daß er meinen Plan hatte gelingen lassen.

Als ich mich später umsaß, saßen beide auf dem Sofa, Eduard hielt die Gattin zärtlich umschlungen und ihr Haupt ruhte an seiner Brust.

„O Sidonie“, sagte Amelie, mir die Hand entgegenstreckend, „wie glücklich bin ich jetzt! Ich habe es eigentlich nicht verdient“, fuhr sie fort, zärtlich zu Eduard emporsehend, „denn ich hielt lange Jahre seine Liebe, seine Opferfreudigkeit für einen Tribut, der mir zukam, und wofür ich wähnte, genug geleistet zu haben, indem ich seinen Namen trug; aber endlich konnte ich Auge und Herz doch nicht länger verschließen und dazu kam nun noch die Eifersucht und da merkte ich doch, wie lieb mir Eduard war, und wie entsetzlich der Gedanke, daß ich seine Liebe verloren habe, und ich wollte nicht glauben, daß Clementine recht hatte, wenn sie behauptete, mein Gatte habe ein unrechtes Verhältnis zu Helene.“

„Was?“ rief ich aus, „hat Clementine das wirklich gesagt?“

„Gewiß; doch weshalb wirst Du so roth, Sidonie?“

„Weil mir nun vieles klar wird, weil ich auf die Spur eines schändlichen Streiches komme, doch bitte, sprich weiter, Amelie.“ — Sie fuhr fort:

„Ich habe nicht viel mehr zu sagen“, — ich beobachtete beide, konnte aber nicht den geringsten Grund zum Verdachte finden und ließ ihn fallen; ich dachte, Eduard müßte meine Liebe bemerkt haben, statt dessen schien er mich misstrauisch zu beobachten, und auch Du, Sidonie, da war ich auf der Hut, um keinen Liebesbeweis zu geben. Als mir nun aber Eduard eben sagte, er wolle mich verlassen, da fühlte ich deutlich, daß ich nicht ohne ihn leben konnte. Was frage ich nach seinem Gelde, wenn ich nur ihn habe! Ich will ihm gewiß eine bessere Gefährtin sein als bisher.“

„Nun“, sagte ich, „so ganz arm werdet Ihr hoffentlich nicht werden. Die Summe, die jetzt Dir gehört, Amelie, ist noch immer nennenswert, und daß Eduard nicht mit leeren Händen zu Dir kommt, dafür ist auch gesorgt.“

Ich übergab ihm die Schenkungsurkunde; er wollte dagegen protestieren, aber ich ließ das nicht gelten, und ich bewies ihnen, daß mir die weitläufige Besingung nur eine Last sei, die mir abzunehmen, ein gutes Werk sein würde, und so bestand ich darauf, daß ich ihnen einen Teil meines Vermögens, welches ja nach meinem Tode von Rechtswegen ihnen gehörte, ihnen bei Lebzeiten abtreten dürfte. So viel, wie ich für meine Armen gebrauche und noch mehr, — habe ich mir ja reserviert.

Mit ihren stürmischen Danksaugungen will ich Sie verschonen, liebste Helene, und nur noch hinzufügen, daß Eduard und Amelie den Verlust ihres Vermögens segnen, weil sie dadurch viel wertvollere Schätze gefunden haben.

Amelie wollte durchaus Aufklärung über meine Worte, Clementine betreffend, haben, und verzeihen Sie mir, liebe Helene, da habe ich ihr mitgeteilt, daß Sie mit Herrn von Behren verlobt waren und daß ich die Ueberzeugung habe, Clementine hätte das Band zerrissen, und zwar durch eine ähnliche Verleumdung, wie sie dieselbe gegen die Schwester ausgesprochen habe.

Amelie war außer sich und wollte Clementine sogleich zur Rede stellen; aber ich bat sie zu warten und nicht durch ungezeitige Heftigkeit alles zu verderben, und sie hat mir versprochen, ruhig zu sein.

In vier Wochen schon ziehen wir nach Schlesien; so lange will Ihnen meine Schwägerin noch Urlaub geben, dann aber kommen wir alle und holen Sie ab, denn unsere Sehnsucht nach Ihnen und den Kindern wächst täglich, auch muß ich meine gute Frau Hille wiedersehen.

Grüße an Sie und die Ihrigen und Küsse an unsere Kinder von Amelie und Ihrer

Sidonie.

Hermann von Behren an seinen Freund Robert.

Juli 18 . .

Freue Dich mit mir, lieber Robert, ich bin wieder frei und einem schwachvollen Schicksale entgangen!

War die Aussicht in eine liebeleere Zukunft schon nicht leicht zu ertragen, so hielt ich doch wenigstens Clementine meiner werth und glaubte an die Würde ihres Charakters. Wie hat sich da alles anders aufgelöst, doch so versteinert Du mich nicht; ich muß es Dir im Zusammenhange erzählen.

Ich saß vor einigen Tagen, meine Cigarre rauchend, im Klubzimmer und war vertieft in meine Zeitung. Die meisten Herren waren mit Spielen beschäftigt, alle aber schauten auf, als noch ein später Gast, den niemand kannte, eintrat. Es war jedenfalls ein vornehmer Herr, wie seine ganze Haltung bewies, obgleich er an der Gicht zu leiden schien, sich von einem Diener führen lassen mußte, und den Sechzigern nicht fern sein konnte.

Ich saß der Thür nicht fern, deshalb wohl schritt er auf mich zu, indem er sagte:

„Können Sie mir wohl sagen, mein Herr, welcher von diesen Herren der Assessor von Behren ist?“

„Das bin ich selbst“, antwortete ich, verwundert darüber, daß ein Fremder meinen Namen wußte und mich suchte.

„Sie? — nun wohl, ich bin Graf Dornbach.“

„Sehr angenehm“ antwortete ich, verwundert darüber, daß ich hatte in meinem Leben den Namen nicht gehört, und der Graf mochte mir dies ansehen, denn er fragte:

„Der Name ist Ihnen fremd?“

„Ja, Herr Graf, ich bin noch zu kurze Zeit hier, als daß mir die aristokratischen Familien dieses Landes schon alle bekannt sein könnten.“

„Wenn Sie jetzt nicht Komödie mit mir spielen, so muß ich annehmen, daß Sie weniger schuld sind, als ich geglaubt habe“, fuhr er fort, mich stark fixirend, „hat Ihnen denn Ihre Braut, Komtesse Clementine, nie vom Grafen Dornbach erzählt?“

„Niemals, Herr Graf; doch es scheint, Sie kennen meine Braut?“

„Vielleicht noch besser, als Sie diese kennen, Herr Assessor; denn Clementine hatte sich vor einem Jahre mit mir verlobt; sobald ich aus Italien zurückkam, sollte die Hochzeit sein. Sie hat mir bis jetzt regelmäßig jede Woche geschrieben, aber Ihrer nie erwähnt. Durch einen Freund, der mein Interesse für die Dame kannte, erfuhr ich, daß sie sich mit einem Assessor von Behren verlobt habe. Ich konnte das nicht glauben, denn dieselbe Post brachte mir ein ärztliches Briefchen von ihr, dennoch brach ich sogleich auf und benachrichtigte Clementines Schwager von meiner bevorstehenden Ankunft. Heute morgen bin ich hier angekommen und hörte überall die Bestätigung dieses Gerüchts, deshalb beschloß ich, Sie aufzusuchen und zur Rechenschaft zu ziehen, ehe ich die Falsche wieder gesehen hatte, — mir scheint aber, sie hat an Ihnen ebenso falsch gehandelt, wie an mir.“

„Das ist kaum glaublich, Herr Graf“, antwortete ich, „sollten hier nicht Mißverständnisse vorkommen?“

„Kaum glaublich? O Sie junges, vertrauendes Herz! Die doppelte Verlobung von Clementines Seite steht fest.“

„Es versteht sich von selbst, daß ich zurücktrete, wenn es sich so verhält“, sagte ich, „erlauben Sie mir, daß ich morgen früh mit der Komtesse spreche; ich werde Ihnen dann das Resultat mittheilen, wenn Sie mir Ihre Adresse geben wollen.“

Er gab sie mir und mir die Hand schüttelnd sagte er:

„Sie sind ein braver junger Mann, und es wäre schade um Sie gewesen, wenn Sie einer Klette zum Opfer gefallen wären. Gerücht sollen Sie werden, darauf verlassen Sie sich; ich werde Clementine strafen, wie sie es nicht erwartet, aber doppelt verdient hat.“

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht, und sobald ich am nächsten Morgen schidlicher Weise einen Besuch machen konnte, ging ich zu Clementine.

Sie war nicht zu Hause, wurde aber in einer Stunde zurück erwartet, und ich beschloß zu warten, und ließ Fräulein Sidonie um eine Unterredung bitten. Sie gewährte mir dieselbe augenblicklich.

Sie empfing mich sehr freundlich, bot mir einen Sessel an und sagte mir, daß sie sich sehr freue, daß ich nun endlich doch gekommen sei.

„Darf ich auch jetzt noch fragen, mein gnädiges Fräulein?“ antwortete ich.

„Gewiß. Fragen Sie mich mit demselben Vertrauen, mit dem Sie Ihre Mutter oder Schwester fragen würden, und es soll Ihnen eine offene Antwort werden.“

„Wohlan, mein gnädiges Fräulein, Sie erleichtern mir diese schwierige Unterhaltung, und so frage ich Sie denn: Haben Sie je bemerkt, daß Helene mit Ihrem Bruder in einem Liebesverhältnisse stand?“

„Schändlich, schändlich!“ rief Sidonie, „ich weiß, daß das nicht der Fall ist, — aber wie konnten Sie Ihrer Braut so etwas zutrauen!“

„Aber ich habe Beweise“, antwortete ich traurig, „und will Ihnen nur den eklatantesten zeigen“, und dabei reichte ich ihr den Brief des Herrn von Bernheim.

Kaum hatte sie einen Blick auf den Brief geworfen, als sie aufsprang und ausrief:

„Nein, das ist zu erbärmlich! Aber wer hat Ihnen den Brief gegeben?“

Jetzt war es an mir, vor Scham zu erröthen, als ich antwortete:

„Erlassen Sie mir, Ihnen zu sagen, Sie haben die Thatsache in Händen.“

„Nein, Herr von Behren, das erlasse ich Ihnen nicht, denn ich habe keine Thatsache, sondern eine Fälschung in Händen. Dieser Brief war von meinem Bruder an mich gerichtet und ich habe ihn im Gewächshause verloren. Die Fälscherin hat ihn zu Helene's Verderben benutzt und jedenfalls durch eine List die Adresse von meinem Bruder erschlichen, denn ich bürgte dafür, daß er niemals an Helene geschrieben hat.“

(Schluß folgt.)



Die Macht der Gewohnheit zeigt sich namentlich bei Leuten, die sich als Rentiers vom Geschäfte zurückziehen und dann nicht wissen, was sie mit ihrer müßigen Zeit anfangen sollen. Ein Seifenleder, der ein hübsches Vermögen zusammengebracht, sein Geschäft verkauft und sich auf's Land zurückgezogen hatte, um sein Vermögen zu genießen, hat schon nach wenigen Monaten seinen Nachfolger um die Erlaubnis, an den Tagen, wo der Tag geschmolen werde, in die Stadt kommen und ihn dabei helfen zu dürfen. Der Inhaber eines Branntweinladens, der ebenfalls endlich sein Geschäft aufgegeben hatte, pflegte, um sich zu beschäftigen, ein Faß mit Wasser zu füllen und es kannenweise in ein anderes überzumessen. Ein Fleischer in einer kleinen Landstadt benachrichtigte kurze Zeit nachdem er sein Geschäft verkauft hatte, seine alten Kunden, daß er rosenkranz einmal, nur zu seinem Vergnügen, einen Hammel schlachten würde.

Die Belastung der napoleonischen Soldaten. Der Cornister der Soldaten Napoleons I. enthielt die nöthigsten Kleidungsstücke, eine Wundbinde, Charpie und sechzig Patronen. In den beiden Seitentaschen des Cornisters befanden sich ferner vier je ein Pfund schwere Stücke Zwieback, ganz unten lag ein langer, schmaler, mit zehn Pfund Mehl gefüllter Sack. Vollständig gepackt wog der Cornister nebst dem Riemenzeuge und dem ausgerollt darauf geschnallten Mantel 34 Pfund. Außerdem trug jeder Soldat an einem Riemen einen leinen Sack, der zwei Brote enthielt, von denen jedes drei Pfund wog. So hatte er freilich für vier Tage Brot und Zwieback, für weitere sieben Tage Mehl und konnte sechzig Schüsse abgeben, aber er schleppte dafür auch — den Säbel, die Patronentasche, drei Feuersteine, einen Schraubenzieher und das Gewehr eingerechnet — 58 Pfund an seinem Körper umher. Noch schwereres Gepäc hatte die Garde. Für gewöhnlich war sie mit langem, blauen Ueberrock bekleidet und trug auf dem Kopfe einen dreieckigen Hut. Stand aber eine Parade oder eine Schlacht bevor, so prangte sie in reichverziertem blauen Frack, weißen Beinkleidern, schwarzen Samaschen und in einer hohen Bärenmütze, auf der sich ein roter Federbusch wiegte. Alle diese Gegenstände aber trug der französische Gardegrenadier auf dem Marsche bei sich; die Bärenmütze war in einem leinenen Ueberzug gefüllt, auf den Cornister geschnallt, und der Federbusch hing in einem Futteral von schwarzem Wachsstock neben dem Säbel.



Die Bezeichnung Blaustromp für schöngeistige Frauen entstand in London um das Jahr 1765, zu welcher Zeit man die hochgebildete Gemahlin des reichen Bierbrauers Thrale und deren gute Freundinnen zuerst damit beehrte. Die eigentliche Ursache aber waren Samuel Johnsons blaue Wollstrümpfe. Dieser berühmte Kritiker und Lexikograph hatte etwas eigenartige Manieren und war sehr nachlässig, zuweilen sogar etwas unsauber in seiner äußeren Erscheinung, was von den vielen Entbehrungen und Kümmernissen herrührte, die er in seinen jüngeren Jahren durchgemacht und die er nie ganz verwirren konnte, auch dann nicht, als es ihn recht gut im Leben erging. Die anderen Gentlemen jener Zeit, besonders auch die literarischen, trugen gewöhnlich weißseidene oder in Ermangelung solcher doch seine weiße Zwirnstrümpfe, Johnson aber jahraus, jahrein, wie er es immer so gewohnt gewesen, grobe, blaue Wollstrümpfe. In dem schöngeistigen Birkel der Frau Thrale war er die tonangebende Person geworden, deren unfehlbaren Orakelsprüchen alle die Damen, welche in dem reichen Hause an einem bestimmten gewissen Abend in jeder Woche nicht Bier tranken, sondern feinsten Tees schlürften, mit dem größten Respekt lauschten. Einmal aber erlaubte ihm gegenüber Frau Thrale sich die schüchternste Meinung, in der vielleicht ein ganz leiser Schatten eines Vorwurfs lag, ob es nicht doch möglicherweise richtiger und passender für einen so ausgezeichneten Gelehrten sein würde, weißseidene Strümpfe anstatt blauer Wollstrümpfe zu tragen. Solcher Ansicht widersprach Johnson mit ernster Würde und pries in wohlgefügter Rede, unter Anführung von sinnreichen Gründen, die blauen Wollstrümpfe, welche nach seiner Behauptung viel gesünder, praktischer und besser seien als weißseidene Strümpfe. Er ludigte also entschieden dem Grundsatze: „Wer weiß, wäscht Woll!“ Seine nachdrucksvollen Beweisgründe machten so tiefen Eindruck, daß Frau Thrale und die anderen Damen völlig überzeugt und zur Woll bekehrt wurden, so daß sie von der Zeit ab anfangen, ebenfalls blaue Wollstrümpfe anstatt seidener oder Zwirnstrümpfe zu tragen.

Schönheitspflasterchen. Anfangs berichtete ein vielgelesenes englisches Modejournal, englische und amerikanische Damen wollten ernsthaft den Versuch machen, die Schönheitspflasterchen wieder in Aufnahme zu bringen. Die Idee erscheint uns gewiß überraschend, erinnert uns doch dieses Requisit der Schönheit an eine uns so fremd gewordene Welt. Woher mag den Frauen die Idee gekommen sein, ihr Gesicht mit Klebchen von schwarzem Cast zu verzerren? Es ist wohl der Geist der ins Unregelmäßige und Unansehnliche verführten Welt, dem die regelmäßige Natur eines schönen Teints nicht gefiel, und der durch bizarre Tapsen und Unterbrechungen einen erhöhten Reiz des Kontrastes schaffen wollte. Doch mag immerhin die Verordnung eines Arztes der zufällige Anlaß gewesen sein; die ferne Wirkung eines Pflasterchens, das zur Linderung des Kopfschmerzes auf eine blasse Wange gelegt wurde, veranlaßte vielleicht die Modedamen, das gleiche zu versuchen. Bisweilen wird auch die Herzogin von Newcastle als Erfinderin genannt. Sie verlegte ein paar Blätterchen, die ihren schönen Mund entstellten, durch kleine Stückerchen aus einem Stoffe zu verbergen. Die Pflaster bekamen mit der Zeit in unglaublichen Formen: da gab es Halbmonde, Sterne, Blumen, ja selbst Tierbilder mit allerlei Menschenwesen, so daß ein Gesicht manchmal ausfiel wie ein richtiges chinesisches Schattenbild. Selbst die Plätze für die einzelnen Pflasterchen waren genau bestimmt, und sieben wichtigste Regeln für die Auswahl und Anordnung waren festgesetzt. Im Winkel des Auges legte man ein Klebchen auf, das Leidenschaft ankündigte und „die feurige Geliebte“ hieß; mitten auf der Wange befand sich „die galante Freundin“; am Mundwinkel versteckt war die „lieblich Küssende“; über eine kleine Blätter breitete sich die „freundliche Verbergende“; auf der Nase saß die „Kette“; auf den Lippen aber lockte die „Kokette“. Ein rundes Stückchen Stoff ward gar die „Mörderin“ genannt. Der Luxus ging so weit, daß eine Dame mit einem von Diamanten eingefassten Samtpflasterchen erschien! Wie die berühmten „Schönheitspflasterchen à la Massillon“ entstanden und diese koketten kleinen Dinger mit dem ersten, würdigen Kanzlerdiner zusammenkamen, darüber gibt es ein eigenes Geschichtchen: Massillon predigte einst vor einem eleganten Publikum gegen die neue Mode und rief dabei ironisch aus: „Warum klebt Ihr denn diese Pflaster nicht überall hin.“ Anstatt sich aber abschrecken zu lassen, befolgte man seinen Rat so wörtlich, daß nunmehr an den unmöglichsten Stellen Pflasterchen erschienen, die man „mouches à la Massillon“ nannte. Es war keine Kleinigkeit, die Pflasterchen geschickt zu verteilen. Bald galt es durchaus, eine Pustel oder Blatter zu verheimlichen, dann wieder wollte man durch sie die Gräbchen hervorheben, wegen deren besonders Mme. de Pompadour berühmt war. Außer zur Hervorhebung ihres Gräbchen hat Mme. de Pompadour die Schönheitspflasterchen allerdings auch auf dem ernstesten Gebiet der hohen Politik verwendet. So schrieb sie einmal dem Marschall d'Étrées einen Feldzugsplan, in dem die Orte mit solchen Pflasterchen bezeichnet waren. Dieser führte nun zwar den Plan nicht aus, lachte aber über den Einfall der Pompadour und molirte sich weidlich darüber. Diesen Hohn über eine so wichtige Sache hat die Geliebte des Königs dem tapferen Krieger nicht vergessen. In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts wurde die Mode der Schönheitspflasterchen allgemein. Jede Dame besaß ein mehr oder weniger reich ausgestattetes „Pflasterkästchen“. Diese Behälter waren flache, meist rechteckige oder ovale Dosen aus Silber, ziselirtem Schildpatt oder geschnittenem Elfenbein. Zur Zeit Ludwig XIV. waren diese Dosen noch mit würdigen Symen aus der Mythologie verziert, bald aber drang das leichte Volk der Amoretten und Grazien ein und ließ sich auf diesen zierlichen Gehäusen nieder, die nun durch ihren Schmuck und ihren Zweck die feinsten Stücke der Spielenden, tändelnden Kokoskunst wurden. Zur Ausstattung einer jungen Frau gehörte eine solche Dose. Bei der Beschreibung der Toilettegarantur, die Ludwig XIV. im Jahre 1680 der Kronprinzessin überreichte, werden drei Schönheitspflasterkästchen aus vergoldetem Silber erwähnt. Dem Mercure galant zufolge zeichnen Verain und Marot verschiedene Entwürfe für derartige Dosen, die, aus feinstem Inkrustir und mit kupfergetriebenen Bildwerken verziert, heute das Entzücken der Sammler bilden. Bei der Hochzeit Dauphins, des Sohnes Ludwig XV. (1745), fand die Tochter Philipp V. in ihrem Korb eine Dose aus Lack im Werte von 340 Livres und eine niedere aus blauen Steinen zusammengefügte im Werte von 600 Livres. Die Schönheitspflasterchen sind mit all der lustigen Schönheit des Ancien regime in der Revolution zu Grabe getragen worden; so fremd ist uns im Grunde die ganze Mode, die extravagante Schöne heute wiederbeleben wollen, geworden, daß wir verächtlich von Barbarei reden, wenn eine derartige Sitte von den Frauen aus Tunis berichtet wird.



In der Familie geblieben.

Friz und Hans sind die beiden einzigen jüngeren Mitglieder der Familie Lehmann, die das stärkere Geschlecht vertreten. Friz, der Ältere, zählt zehn Jahre, Hans neun. Vor einigen Tagen bringt Friz einen schmutzigen, biffigen, abschreckend häßlichen Köter mit nach Hause, den er auf der Straße aufgefangen hatte. Der Hund war ein Schrecken und Gegenstand fortwährender Aufregung für den ganzen weiblichen Teil des Lehmannschen Familienbundes.

Schließlich überredete Klara, die Älteste der Schwestern ihren

Bruder Friz, den Hund wieder dahin zurückzubringen, wo er ihn gefunden, oder ihn einem anderen Jungen zu schenken. Als Belohnung gab sie ihm zwanzig Pfennig.

Friz zog mit dem Köter ab und kehrte nach einer halben Stunde allein zurück. Im Munde hatte er noch den letzten Bissen von einem Stück Apfelsorte, das er sich für die von seiner Schwester erhaltenen zwanzig Pfennig gekauft hatte.

„Nun, Friz, was hast Du mit dem scheußlichen Tier gemacht?“ fragte Klara.

„Ich habe ihm dem Hans geschenkt,“ antwortete Friz, mit vollen Backen lachend.

Salsaff.



Der Phonograph.

„Nein, ich habe nie auch nur den geringsten Vergnügen mit meinem Manne gehabt,“ bemerkte die kleine, zarte Dame mit dem intelligenten Gesicht. „In der Tat, Sie können mir glauben, ich habe meinen Mann vollständig unter'm Daumen.“

„Sie sehen aber gar nicht so energisch aus,“ warf die junge Braut mit einem Anflug von Zweifel ein.

„Sie verstehen mich falsch, meine Tante. Es ist gewissermaßen eine psychische, keine physische Unterwerfung.“

„Wollen Sie sich nicht etwas deutlicher ausdrücken, gnädige Frau? Ich muß gesehen, mir kommt die Sache etwas unverständlich vor.“

„Unverständlich? Nein, ganz einfach und es macht mir ein großes Vergnügen, Ihnen mit Rat und Tat zur Hand zu gehen. Vor allen Dingen müssen Sie sich vor Augen halten, daß ein verliebter Bräutigam der verrückteste Narr auf der Welt ist und Dinge spricht, die ihn fast wild machen, wenn er sie später wieder hört. Darauf baute ich meinen Plan, und als mein Mann anfing, mir den Hof zu machen, stellte ich in unserem Wohnzimmer einen Phonographen auf, der jedes seiner Worte treulich aufzeichnet hat. Jedesmal, wenn mein Mann jetzt den Versuch macht, sich ein bißchen eigensinnig und widerspenstig zu zeigen, dann lege ich die passende Walze ein und lasse dem Phonograph seine früheren Schwüre wiederholen. Himmel! Wie er dann schämt! Aber er kann nichts ableugnen, was die Männer sonst immer tun, wenn man keine positiven Beweise hat.“

„Ach, ich danke sehr, gnädige Frau,“ murmelte erfreut die junge Braut. „Ich werde mir noch heute einen Phonographen anschaffen.“

S. Röhlich.



Das Ei ohne Salz. Er: „Ich habe neulich gehört, ein Kuß ohne Schnurrbart wäre wie ein Ei ohne Salz. Ist das so, Fräulein Nelli?“

Sie: „Ich, — ich weiß nicht, — ich kann es wirklich nicht sagen.“

Er: „Na, na, Fräulein Nelli! Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie noch nie —“

Sie: „Nein, — wirklich nicht. Ich habe noch nie ein Ei ohne Salz gegessen.“

Mondo Amoristico.

Was er in die Ehe mitbrachte. „O, — ja, — ja,“ sagte Herr von Schweinsberg in einem selbstzufriedenen Tone. „Eloire und ich treten unter sehr günstigen Bedingungen in die Ehe. Ihre Mutter hat uns eine hübsche Villa geschenkt, ihr Vater hat sie im vornehmsten Stile möbliert und ihr Onkel, Herr von Reichenbach, hat uns eine prächtige Equipage mit zwei Vollblutpferden gegeben. Außerdem besitzt Eloire ein großes eigenes Barvermögen.“

„Und was steuern Sie bei, wenn ich fragen darf?“

„Ich? O —“ antwortete Herr von Schweinsberg, „hauptsächlich den Namen, — hauptsächlich den Namen.“

Vanity fair.

Der Vertrag. „Sehen Sie dort, das ist der Herr Wieselach. — Sie kennen doch Herrn Wieselach? Der hat vor zwanzig Jahren, gleich nach seiner Hochzeit, mit seiner Frau einen Vertrag geschlossen, worin sich beide verpflichten, daß, wenn einer von ihnen jemals während der Ehe seine Gemütsruhe verlieren und heftig werden sollte, der andere Teil den Mund halten müsse.“

„Nun, und hat sich der Vertrag bewährt?“

„Über großartig, sag' ich Ihnen: Herr Wieselach hat seit zwanzig Jahren den Mund gehalten.“

Comic Eins.

Der Uhrenhandel. Ihsiohn: „Nu, und was wollen Sie haben für de Uhr?“

Uhrmacher: „Hundert Mark.“

Ihsiohn (zu sich selbst sprechend): „Sagt er hundert, meint er achtzig; nimmt er sechzig; wert is se vierzig, werd' ich bieten zwanzig.“

Schut.

Räthsel und Aufgaben.

Buchstaben-Ergänzung.

— old —
— nger —
— ansard —
— erd —
— de —
— eif —
— vora —
— lle —
— rat —
— ame —
— omu —
— ermi —

Werden statt der Striche die richtigen Buchstaben gesetzt, so entstehen Wörter, deren Anfangs und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, ein Citat von Schiller nennen.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Kapselräthsel.

Plakbuch, Verdacht, Sportanzug, Fliederstrauch, Anfangsgründe, Plammut, Kammergasse, Knaben, Vorzeit, Schwengel, Kleiderstoff.

Wim	Mut
Dach	Erz
Ort	Nabe
Lied	Zeit
Fang	Engel
	Leid

Adolf Menzel.

Tauschräthsel.

Sonne
Posten
Fler
Eile
Laub
Hammer
Adam
Galle
Eid
Nachen

Spiehlagen.

Silbenergänzung.

Nebrasta
Oberndorf
Therese
Bodenstedt
Regensburg
Zimmergrün
Cypresse
Hildeheim
Termiten
Eduard
Justerburg
Segelschiff
Erdbeben
Nachmittag

Not bricht Eisen.

Rebus.

Ernährung ist die beste Lehrmeisterin.

Rheinisch-Westf. Handels- und Schreib-Lehr-Anstalt,

Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Gründl. Ausbildung für den kaufm. Beruf
Buchführung, Rechnen, Handelskorrespondenz,
Stenographie, Maschinen- und Schönschreiben.
Tag- und Abendkurse.

Prospekte gratis und franko. 6397

Akademische Zuschneide-Schule

von Fr. J. Stein, Wiesbaden, Luisenplatz 1a, 2. Et.

Erste, älteste u. preisw. Fachschule am Plage
and sämmtl. Damen- und Kinderzard., Berliner, Wiener, Engl. und
Pariser Schnitte, leicht faßl. Methode, Vorzüg., prakt. Unterr. Gründl.
Ausbildung f. Schneiderinnen u. Direkte. Schül.-Aufn. tagl. Cost. w.
angesehn. und eingerichtet. Taillemuß incl. Futter-Nupr. Mt. 1.25.
Modisch. 75 Pf bis 1 Mt. 5000

Verkauf von Stoff- und Fadbüsten zum bill. Preis.

Zuschneide-Akademie von Marg. Becker,

Wiesbaden, Mauergasse 15, I.

Bester akadem. Unterricht im Zuschneiden,
Machnehmen u. Anfertigen sämmtl. Damen- u. Kinder-
Garderoben. Einrichten von Kostümen u. Schnittmustern nach Maß.

Garantiert wirkl. fachm. akad. Ausbildung

3. Direktrizen und selbstständigen Schneiderinnen. 9715.

Auch Kurse f. d. Hausgebrauch. Beste Referenzen a. all. Kreisen

Martin Martschke,

Oberarzt a. D. und Arzt für innere u. Hautkrankheiten,
ist von Australien zurückgekehrt und wohnt

Adolfs-Allee 4., Part.

Sprechstunden: 10 bis 12 und 3 bis 4 Uhr Wochentags 938

Zahn-Atelier

Frau C. Dietz, Wwe.

8, Part. Adolfstrasse 8, Part. 8143

Spezialität: Gold- u. Silberfüllungen.

Künstliche Zähne ohne Platte, Kronen- u. Brückenarbeiten.

5 Minuten links
vom Bahnhof.

Niedernhausen i. T.

Villa Sanitas,

Familien-Pension und Restaurant.

Angenehmer Ort für Erholungsbedürftige u. Touristen. — Gute
Küche, Getränke jeder Art. — Prachtige Lage in waldreicher
Umgebung. — Grosser Garten mit geschützter Halle. — Bäder.
— Gute Bahnverbindung mit Wiesbaden, Frankfurt, Mainz etc.
1016 Bes. Franke.

Gasthof u. Pension Burg Hohenstein,

Station Hohenstein. — 14 Minuten von Bad Schwalbach.

Zimmer mit Pension zu 3.50.

932

Bes. C. Kessler.

Restauration

Waldhäuschen.

Schönster Ausflugspunkt. 794



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Ein kleines Mißverständnis.



Hausfrau: „Aber da hört doch alles auf, öffentlich im Salon Soldaten abzufüttern!“
Dienstmädchen: „Nun was denn? Der gnä' Herr schwärmt immer für öffentliche Militärgerichte, die gnä' Frau stimmen immer bei — wovon soll ich mir denn noch genießen.“

Ein Schlaukopf.

Praktikant: „Da hat unser zerstreuter Buchhalter wieder einen Boß geschossen und hat die Zwanzigpfennigmarke auf den Brief nach Halle und die Zehnspfennigmarke auf den Brief nach der Schweiz geklebt. Gut, daß ich's bemerkte — ich brauch' jetzt bloß die Adressen umzuschreiben!“

Parliert.

Ladeninhaber (zum Geschäftsreisenden): „Ich war doch auch 'mal Reisender, aber ich muß sagen, so etwas habe ich mir nie herausgenommen, mit der brennenden Cigarre im Mund bei einem Kunden hereinzukommen.“
— „Da müssen Sie aber eine bedeutend bessere Kundschaft gehabt haben wie ich!“

Die verdufteten schweren Jungen



oder:



Wie der Wächter



seine Stellung verlor

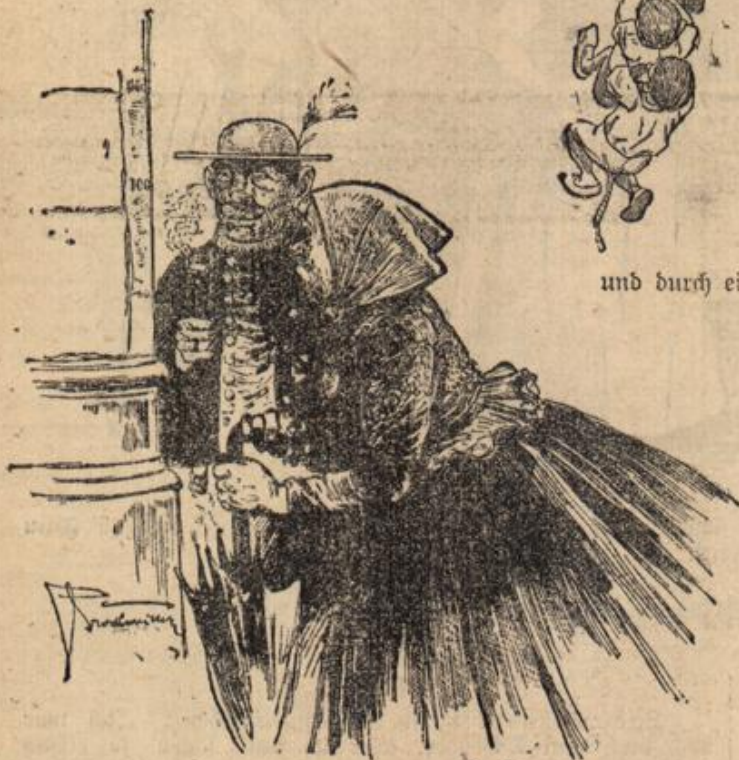
Ein Bubenstreich.

Mutter: „Der Dunkel dehnt aber heute sein Nachmittagschlächsen lang aus!“

Kleiner Fritz: „Er war schon einmal wach, aber er wird glauben, es ist Nacht, weil wir ihm die Brillengläser verklebt haben!“



Eigene Anschauung.



und durch einen Haken



eine höhere Stellung bekam.



Bedenklich.

Dramatiker: „Nun, Herr Direktor, darf ich mich nach dem Schicksal meines Stückes erkundigen? Ist es angenommen?“

Theaterdirektor: „Die drei Mitglieder des Lesekomités haben Ihren Dreiaktler gelesen, und meinen, ein Akt müsse gestrichen werden.“

Dramatiker: „Na, das ist ja nicht so schlimm!“

Theaterdirektor: „Ja, unglücklicherweise will jeder aber einen anderen Akt gestrichen haben.“



Kathederblüte.

Bauer: „Schau, Alte, die spielen da a Stück zum hundertstenmale, i moan, die können nix anders.“

Professor: „Schulze, ich verbitte es mir ganz energisch, daß Sie mir fortwährend ins Gesicht lachen, sobald ich den Rücken drehe.“

Seine Rache.

Von Vertie Scottfield.

Es lag ein triumphirender freudestrahlender Zug auf seinem Gesichte, und er rückte unruhig auf seinem Sitze hin und her, während er eine Anzahl mehr und weniger umfangreicher Packete gewissermaßen wie zärtlich an sich drückte. Seine Augen flogen ruhelos von einem der Fahrgäste zu dem andern, und man sah es ihm deutlich an, daß er etwas auf dem Herzen habe und nach einer teilnehmenden Seele suche, der gegenüber er sich durch seine Mittheilungen erleichtern könne. Ich saß neben ihm auf der Straßenbahn, und emochte ich ihn nun vielleicht durch ein freundliches Räthe in aufgemuntert haben, oder fand ich sonst Günst vor seinen Augen, daß er gerade mich seines Vertrauens würdigte oder verdankte ich dies bloß dem Zufall, sein Signachbar zu sein — genug, er wandte sich an mich mit einer Phrase über das Wetter, augenscheinlich in der Absicht, mit mir ein Gespräch anzuknüpfen.

Es war ein kleines Männchen von vielleicht vierzig Jahren mit einem rosigen, runden Gesichte, dem aber weder das straff emporgebürstete blonde Haar noch die goldgefaßte Brille ein jedenfalls gewünschtes gelehrtes, geistreiches oder imponierendes Aussehen zu geben vermochte.

„Warm, sehr warm heute“, sagte er, sich mit seinem Taschentuch die Stirne trocknend, während er sich mit der andern Hand krampfhaft bemühte, seine Packete festzuhalten.

Ich konnte natürlich gegen diese Wahrheit nichts einwenden.

„Ich bin aber heute auch etwas herumgelaufen, aber dafür werde ich heute die Oberhand gewinnen; heute ist der Sieg sicher mein“, begann er plötzlich nach einer Pause etwas unvermittelt.

Ich war ein wenig erstaunt, und da er diese Worte — wahrscheinlich als Fortsetzung seines Gedankenganges — direkt an mich richtete, so erklärte ich, über den Sinn seiner Auslassung mir nicht ganz klar zu sein.

„Natürlich, natürlich“, sagte er eifrig. „Aber ich werde Ihnen das gleich erklären. Sehen Sie, bei mir im Hause nämlich herrscht ein steter Kampf zwischen meiner Frau und mir um die absolute Herrschaft im Hause. Bedungsweise hat man sie ja — aber denken Sie, die absolute. Ich habe

doch entschieden mehr Recht dazu, aber meine Frau wendet alle möglichen Schlauputen an, mir dieses Recht zu verkümmern und was für Mittel, na — Frauenwaffen. So denken Sie mal, letzte Weihnachten hatte sie genug Geld erspart — natürlich von meinem Gelde — um mich recht reichlich zu beschenken. Ich erhielt einen Diamantring, der mir zu klein war, so daß sie ihn jetzt trägt, ein paar zwölfschnöpfige dänische Handschuhe Nummer 6 1/4, und ein Necessaire für den Toilettentisch in unserem Schlafzimmer, den sie natürlich nur allein benützt. Ich nahm die Geschenke alle ahnungslos mit großer Freude entgegen und machte ihr auch später keinen Vorwurf. Ich bitte Sie, man will doch Frieden haben. Jetzt glaubt aber meine Frau, ich hätte klein beigegen und schwiege deshalb still, weil ich keine Widerrede wage und ihre Oberherrschaft anerkannt habe. Aber sie täuscht sich, der Tag der Rache ist da — Revanche pour Sédan! — Wissen Sie, was da d'rin ist?“ fragte er, auf seine Packete weisend.

Ich mußte meine totale Unkenntniß eingestehen.

„Das sind lauter Geschenke für meine Frau. Morgen ist ihr Geburtstag. Das sind ein paar seidene Hosenträger“, erklärte er den Inhalt der Packete, „ein halbes Duzend Kravatten, ein paar Schuhe, in die sie hineinschlüpfen kann, um drin zu schlafen, ein Cylinderhut, ein Rauchgarnitur und eine Kiste echte Importierte.“ Und der kleine Mann lachte, daß ihm seine Packete aus der Hand fielen und er lachte noch fort, während er ausstieg, und lachend verschwand er in einer Seitenstraße.

Der Zufall wollte es, daß ich ihn des anderen Nachmittags wieder auf derselben Strecke im Straßenbahnwagen begegnete. Er trug abermals eine Anzahl Packete.

Ich konnte nicht umhin, zu fragen, wie sich seine Frau über die Geschenke gefreut habe.

„Ich sehe gar nicht ein, mein Herr, was Sie sich um meine Privatangelegenheiten zu kümmern haben“, fuhr er mich zornig an. „Wenn es mir beliebt, diese Dinge jetzt alle umzutauschen, so muß ich Ihnen das nicht an die Nase binden!“ Und hinaus stürzte er, seine Geschenke wütend mit sich schleppend.

Die Wahl.

Es kündet aus alter, verklingener Zeit
Die traute Sage von Kämpfen und Streit.
Sie kündet von Eifen, sie meldet von Trug,
Doch kündet sie auch von manch' schönem Zug.
Ein solcher ist auch aus Dornheim bekannt,
Es war dies ein Städtchen im deutschen Land.
Dort war es ein alter, uralter Brauch,
Am Galgen zu hängen jeglichen Gauch.
Der die Gesetze, gegeben vom Rat,
Im frevelnden Leichtsinne dreist übertrat.
Des strengen Gesetzes rächenden Lauf
Hielt jedoch die schöne Sitte dann auf:
Begehrte ein Weib aus ledigem Stand
Für sich zu eigen des Frevelnden Hand,
Und war er es Willens, das Jungfräulein,
Das sein sich erbarmte, als Weib zu frein,
So löste sie ihn vom Galgen und Strick
Und gab ihm dem Leben wieder zurück! —

Einst führte der Henker von Dornheim nun
Einen Jüngling zum Galgen, des' sträflich Tun
In der unverzeihlichen Tat bestand,
Daß er den Rat einen Narren genannt!
Warum, verschweigt uns die kundige Mär,
Sie meldet nur: Das Verbrechen war schwer.

Schon steckt er den Kopf in die Schlinge hinein,
Da rief eine Stimme: „Halt ein! Halt ein!
Ich lös' Dich vom Galgen, lös' Dich vom Tod,
Du Jüngling so schön wie das Morgenrot!
Nimmst Du mich zu eigen, zum Weibe? Sprich!“
Der Jüngling aber, der schüttelte sich,
Als er die Erlöserin angesehen,
Die weniger dem Blümlein Tausendschön,
Als dem Distelstrauche am Wege gleich.
Sie war nur an Jahren und Jahren reich,
Und ihre Junge — doch stille, mein Sang!
Dem Jüngling wurde so weh und so bang,
Er flehte zum harrenden Henkersknecht:
„O hänge mich eilends, hänge mich recht!
Viel tausendmal besser, dem Tode geweiht,
Als solche verwiterte Alte gefreit!“

Man brachte die Mär von der Heldentat
In hastender Eile dem hohen Rat.
Den rührte des Jünglings seltener Mut,
Er schenkte das Leben dem jungen Blut. —
Der Jüngling fand bald ein wonniges Kind
Und freite es auch! Denn die Liebe macht blind.
Macht blind? — Ja leider! Hört, was ihm geschah:
Die Alte war seine Schwiegermama! Harry Tisch.



Mißverstanden.

— „Sieh mal, Freund Bußer (Fliege hinterm Ohr) tanzt gar mit einer spanischen Fliege.“
 — „Unfinn, das ist ne deutsche Landpomeranze.“

Stoßseufzer.

Ehemann: „Die Weiber sind doch alle gleich! Meine Frau schreit, wenn sie etwas haben will, und meine Tochter will etwas haben, wenn sie schreit.“

Aufrichtig.

Madame: „Haben Sie der Frau Spitzig gesagt, ich wäre ausgegangen?“ — Dienstmädchen: „Ja wohl, Madame!“ — Madame: „Und was sagte sie?“ — Dienstmädchen: „Gott sei Dank!“

ooo Box 4. ooo



Bedeutlicher Erfolg.



„O ich weiß, Sie hatten als König Lear immer einen kolossalen Weiterkeits-erfolg.“



Boshaft.

A.: „Ich bin heute sehr erkältet!“
 B.: „Kein Wunder, Sie haben sich ja gestern in der Gesellschaft eine furchtbare Blöße gegeben.“

(Zu nebenstehendem Bilde.)

„Wie boshaft von meiner Alten. Engagiert die ein bildsauberes Stubenmädchen, das aber so groß ist, daß ich ihm kaum einen Fuß geben kann.“